

**Digitales Brandenburg**

hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

**Die philosophischen Hauptvorlesungen Immanuel Kants**

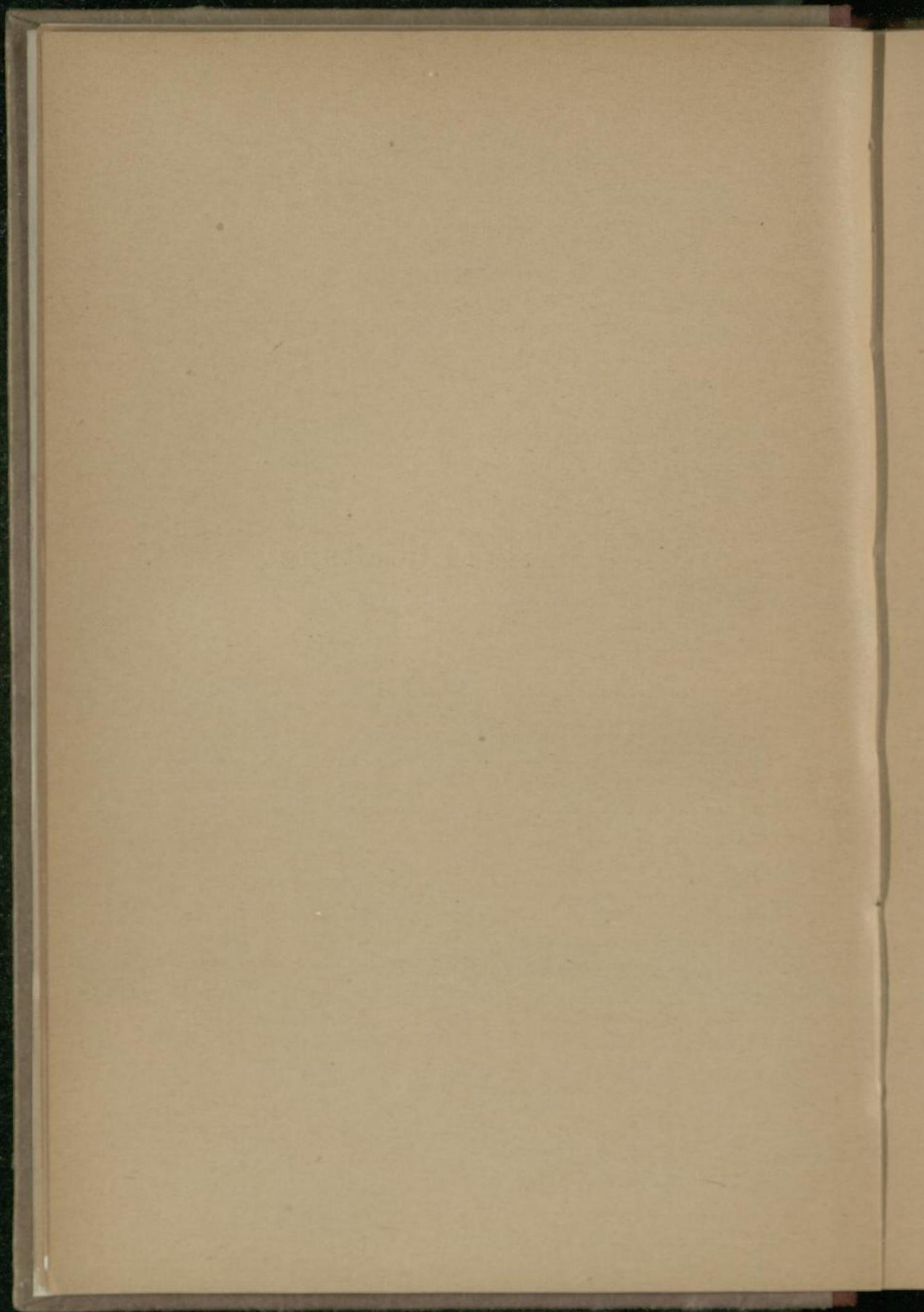
**Kant, Immanuel**

**München [u.a.], 1924**

Allgemeine Einleitung

**urn:nbn:de:kobv:517-vlib-7354**

Allgemeine Einleitung



## 1. Graf Heinrich zu Dohna-Wundlacken

Über die Persönlichkeit des Grafen Heinrich Ludwig Adolph zu Dohna-Wundlacken bietet uns die wichtigsten Aufschlüsse eine „Lebensskizze“, deren Original im Königsberger Staatsarchiv aufbewahrt wird. Der Verfasser dieser Skizze sowie die Zeit der Niederschrift ist unbekannt. Da aber darin manche intimen Einzelheiten mitgeteilt werden, namentlich auch aus Familienbriefen, dürfen wir wohl mit Sicherheit annehmen, daß der anonyme Biograph ein sehr naher Verwandter war. Die „Lebensskizze“ gelangte bereits zum Abdruck in Teil IV der „Aufzeichnungen über die Vergangenheit der Familie Dohna“, Seite 67 ff. (Berlin 1885, nicht im Buchhandel).

Die Dohnas in Wundlacken sind eine Abzweigung aus dem Hause Dohna-Lauck. Die Abzweigung erfolgte durch den Grafen Ludwig, neunten Sohn (zwölftes Kind) des Grafen Adolph Christoph, ersten Majoratsbesitzers des Hauses Lauck. Graf Ludwig wurde am 22. März 1733 geboren, trat 1749 als Fähnrich in das Infanterieregiment Nr. 16 (Königsberg) und machte den üblichen Aufstieg durch die verschiedenen Offiziersstationen. Er erhielt 1769 den Abschied „wegen seiner kränklichen Umstände“, nachdem er mehrere Schlachten des Siebenjährigen Krieges mitgemacht hatte. Seine erste Frau, die ihm schon nach wenigen Jahren kinderlos starb (1774), war eine Gräfin Karoline Juliane Finckenstein, seine zweite Frau, mit der er sich am 15. Mai 1776 verband, eine Gräfin Amalie, Tochter des Grafen Friedrich Ludwig I. v. Waldburg-Truchseß auf Bestendorf. 1783 erwarb Graf Ludwig zu Dohna das Gut Wundlacken, nach welchem die Seitenlinie seines Geschlechts benannt ist. 1786 wurde ihm anläßlich der Huldigung die Kammerherrnwürde verliehen. Er starb eines plötzlichen Todes

am 31. März 1787 in Königsberg unter Hinterlassung eines Sohnes und zweier Töchter. Der Sohn war der uns hier interessierende Graf Heinrich Ludwig Adolph. Er hatte in Herders Geburtsstadt Mohrungen, am 16. Mai 1777, das Licht der Welt erblickt. Die Knabenzeit verbrachte er auf dem Gute Wundlacken. Von der Gediegenheit seines Hausunterrichts legen die noch erhaltenen Übungshefte ein glänzendes Zeugnis ab. Namentlich scheint sich der junge Graf schon damals eine große Fertigkeit im Gebrauch der neueren Sprachen erworben zu haben. So konnte er früh mit Behagen in der schönen französischen Literatur lustwandeln und manigfache Lesefrüchte einsammeln. Die mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächer hingegen fanden weniger Berücksichtigung, da sie dem theologischen Hauslehrer selbst fern lagen. Dieselbe Einseitigkeit der Vorbildung war damals auch in den öffentlichen Schulen verbreitet. Für einen strebsamen Jüngling entsprang daraus der spontane Trieb nach einer Wiedergutmachung durch ergänzende Studien. Solche Selbstregulierung des Bildungstriebes fand auf der Universität statt, die in jenen Zeiten auch elementare Kurse veranstaltete, wie sie dem heutigen Unterrichtsniveau der oberen Gymnasialklassen entsprechen. Nach Ausweis der Königsberger Universitätsmatrikel ist Graf Heinrich L. A. zu Dohna-Wundlacken am 15. Juni 1791 unter dem Rektorat von Prof. Theodor Schmalz als akademischer Bürger der Albertina eingeschrieben worden. Mit dem erst 14jährigen Studiosus zog die verwitwete Mutter nach Königsberg herüber, um an Ort und Stelle den Studiengang zu überwachen. Leider war die treue mütterliche Obhut nur von kurzer Dauer. Gräfin Amalie zu Dohna-Wundlacken starb nämlich am 12. (al. 22.) April 1793. So stand der junge Student ganz verwaist da.

Wie fleißig und gewissenhaft er die Universitätsvorlesungen ausgenutzt hat, bezeugt die stattliche Reihe seiner hinterlassenen Kolleghefte.

Im ersten Semester (Winter 1791/92) hörte er Logik bei Mag. Poerschke, Anthropologie bei Kant, Neue europäische Staatengeschichte bei Mangelsdorff.

Im zweiten Semester (Sommer 1792) folgten Physische Geographie und Logik bei Kant, Philosophische Enzyklopädie bei Kraus, Alte Geschichte und Geschichte der preußisch-brandenburgischen Staaten bei Mangelsdorff.

Im dritten Semester (Winter 1792/93) Metaphysik bei Kant, Geschichte des Deutschen Reichs bei Mangelsdorff.

Aus dem vierten Semester (Sommer 1793) liegen keine Kolleghefte als Urkunden vor. Vielleicht hat die seelische Erschütterung durch den Tod der Mutter diese Lücke verursacht.

Das fünfte Studiensemester (Winter 1793/94) ist aber wieder ausgefüllt mit Deutschem Staatsrecht bei Schmalz, Allgemeiner Statistik bei Kraus. Am merkwürdigsten aber nimmt sich die Tatsache aus, daß der junge Graf daneben sogar mathematisch-naturwissenschaftliche Vorlesungen hörte, die mit seinem juristisch-nationalökonomischen Berufskreis nichts zu tun hatten. Hier waren Johann Schulz und Kraus seine Führer. Daß auch die Nebenfächer ebenso sorgfältig studiert wurden wie die eigentlichen Hauptfächer, bestätigen uns die einschlägigen Kolleghefte, die übrigens einen interessanten Einblick in die damalige akademische Unterrichtsform gewähren. Die mathematisch-naturwissenschaftlichen Vorlesungen waren jedenfalls eine Schule der Nüchternheit und Genauigkeit und schufen so ein heilsames Gegengewicht gegen die überschwängliche und unsystematische Art der vorherrschend schöngeistig-historischen Bildung.

Reizende Briefchen schrieben an den Studiosus seine kleinen Schwestern, die dem Vielbeschäftigten meist noch allerlei Besorgungen in der Stadt auftrugen, ihn aber auch durch anheimelnde Plaudereien über Weihnachtsgeschenke u. dgl. vor der akademischen Verknöcherung zu bewahren wußten.

Intimer freundschaftlicher Verkehr scheint u. a. mit dem jungen gleichstrebenden Grafen Heinrich Friedr. Wilh. Keyserling bestanden zu haben. Ich fand im Nachlaß des Grafen Heinrich zu Dohna einen schönen Brief dieses Keyserling. Der Brief ist 1791 aus Groß-Blieden geschrieben. „Künftiges Jahr, bester Heinrich,“ so heißt es darin, „sind wir gewiß zusammen. Auch ich soll dann mein Studentenleben beginnen. Meine Eltern begleiten mich dann nach Königsberg und trennen sich nicht eher von mir, als bis ihre Geschäfte sie heimrufen. Wie glücklich werd ich dann sein, alles, was mich an Preußen, alles, was mich an Kurland verbindet, vereinigt zu sehen.“ Besondere Aufmerksamkeit verdient die Nachschrift desselben Briefes „abends nach 11“. Sie lautet: „Mich würde es sehr interessieren, die Gegenstände zu wissen, über welche Du bei Deiner Immatrikulation bist examiniert worden. Darf ich auf diesen Brief eine Antwort hoffen, so hoffe ich auch hierüber ausführlichen Bescheid. Heute abend machte ich die Lektüre des Tristram Shandy. Mein Vater, meine Mutter, ein gewisser Herr v. Saucken und Mdll. Hamann, dies war mein Auditorium. Welch ein Reichtum von Gedanken in diesem Werke. Wie leicht wird dem Verfasser der Sprung vom Erhabenen zum Niedrigsten. Wie schön ist beides in seiner Art. O! diese Engländer!! Mein Lämpchen erlischt. Meine Augen werden dunkel. Was bleibt mir übrig, als mich Dir zu empfehlen und schlafen zu gehen. Adieu au revoir.“ Die Antwort auf diesen Brief wird sicher genauere Schilderungen vom Königsberger Studentenleben enthalten haben. Leider hat sich bis jetzt im Keyserlingschen Nachlaß merkwürdigerweise überhaupt kein Brief des Grafen Heinrich zu Dohna ermitteln lassen. Dabei nimmt der Keyserlingsche Brief schon ausdrücklich auf einen älteren Dohnaschen Brief Bezug, sodaß an einem ordentlichen Briefwechsel zwischen den beiden hochgeistigen Jünglingen kaum zu zweifeln ist. Vielleicht fördert doch noch ein-

mal ein glücklicher Zufall die Antwort auf die wichtige Keyserlingsche Anfrage zutage. Möglicherweise können diese Zeilen den einen oder andern Leser auf die richtige Spur lenken. Der Kurländer Graf Heinr. Friedr. Wilh. Keyserling wurde übrigens nicht 1792, wie er hoffte, sondern erst 1794 (am 25. April) an der Albertina immatrikuliert, wie aus der Königsberger Universitätsmatrikel hervorgeht. Er fand aber noch Gelegenheit, den Freund von Angesicht zu Angesicht zu schauen. Denn Graf Heinrich zu Dohna dürfte erst 1795 die Albertusuniversität verlassen haben.

Ob unser Dohna mit seinem berühmtesten Lehrer persönlich bekannt geworden ist? Zur Beantwortung dieser Frage fehlen uns leider positive direkte Zeugnisse. Doch möchte ich aus einem Umstand schließen, daß der junge Graf wahrscheinlich beim Beginn der Studien den großen Meister einmal gesprochen hat. Sein Studienplan befolgt nämlich genau den sonst beglaubigten Ratschlag Kants, als Vorbereitung für die schwierigeren Vorlesungen ein Kolleg bei Poerschke zu hören. Daß es einem blutjungen Studenten kaum noch möglich war, mit dem Denkerkreis intimere Beziehungen anzuknüpfen, ist ohne weiteres klar.

Dagegen ist Graf Heinrich zu Dohna auf ehrenvollste Art in den freundschaftlichen Gesichtskreis eines jüngeren akademischen Lehrers getreten, und zwar gerade desjenigen, den Kant selbst wegen seiner hohen Begabung mit Kepler verglich: *K r a u s*. Im Krausschen Briefwechsel figuriert unser Graf als *persona gratissima*. Das ist längst nicht mehr Archivgeheimnis, sondern schon durch die 1819 zu Königsberg erschienene Krausbiographie von *J o h a n n e s V o i g t* („Das Leben des Professor Christian Jacob Kraus aus den Mitteilungen seiner Freunde und seinen Briefen“) der lesenden Welt öffentlich kundgetan worden. In einem dort abgedruckten Brief des Professors Kraus an seinen Freund v. Auerswald vom Oktober 1795 findet sich (a. a. O. Seite 358 f.)

folgende Äußerung: „Es ist für uns Preußen dermalen das tiefere Studium der Staatswirtschaft nötiger wie sonst, wäre es auch nur, um die Projekte, die man zum Besten unseres Nationalvermögens und unserer Staatseinnahme in Büchern zur Schau stellt, richtig beurteilen zu können. Lesen Sie wundershalber ein dergleichen Projekt in der neuen Zeitschrift: Europa nach seinen politischen und Finanzverhältnissen; ich kann mich ärgern und betrüben, wenn ich sehe, daß verständige Leute sich durch solche Sophistereien täuschen lassen; aber ich kann mich auch freuen, daß mein Lehrling [so lautet die damalige etwas handwerksmäßig klingende Verdeutschung von „Student“!] Graf Dohna von Wundlacken sicher imstande wäre, das ganze Blendwerk aufzudecken.“ In einem weiteren Brief vom 28. Dezember 1795 heißt es u. a. (a. a. O. Seite 361): „Sonst, mein Teuerster, muß ich Ihnen im Vertrauen sagen, daß ich beinahe ein ganzes Jahr damit zugebracht habe, abermals meinen Lehrvortrag der sogenannten Kameralwissenschaften (die freilich etwas sehr anderes sind als der Name sagt) durchzuarbeiten. Was ich davon habe? — Fast nichts als den tröstlichen Gedanken, einen und den andern hoffnungsvollen Jüngling (Dohna von Wundlacken gehört, wie ich auch dem Minister von Schrötter gesagt, auf alle Weise darunter) für mein Vaterland mit allgemein gerechten und allgemein wohltätigen Gesinnungen (oder bescheidener) Kenntnissen ausgerüstet zu haben.“ Als aber Graf Heinrich zu Dohna die Albertina verlassen hat, schrieb Kraus darüber in wehmütiger Stimmung (a. a. O. Seite 380): „Ich habe ihn jetzt verloren, den herrlichen jungen Mann, den einzigen unter den vielen in dieser letzten Zeit auf der Universität gewesenen Grafen, der mir wahre innige Achtung und Liebe abzugewinnen gewußt.“

Um diese Lobsprüche richtig einzuschätzen, müssen wir berücksichtigen, daß es keineswegs leicht war, bei Professor Kraus Gnade zu finden. Wenn er auch, wie uns sein Biograph mitteilt, von vornherein einen herzlichen, um nicht zu sagen zärtlichen Verkehrston gegen jeden akademischen Besucher anzuschlagen pflegte — „Nun, mein Schätzchen, was bringen Sie mir?“ war eine stereotype Begrüßungsformel (a. a. O. Seite 251) — so übte er doch strengste Kontrolle über das Studium. Insbesondere durfte niemand ein von ihm entliehenes Buch zurückbringen, ohne ein förmliches Examen über das Gelesene zu bestehen. Ein oberflächlicher Blender konnte sich also unter solchen Umständen kaum in den auserlesenen Freundeskreis des Professors eindringen.

Daß Graf Heinrich zu Dohna sogar den mathematischen Kursus bei Kraus zu dessen voller Zufriedenheit absolvierte, ist uns durch eine authentische Erklärung des Lehrers selbst verbürgt. In dem zuletzt zitierten Briefe (a. a. O. Seite 380) sagt nämlich Kraus nach dem wehmütigen Herzenserguß über den fortgezogenen Lieb- ling: „Mittlerweile ist nun wieder der Graf von Finken- stein aus Schönberg da, um seinen Abgang zu ersetzen: gebe der Himmel, daß er mir jenen in allen Stücken er- setze; denn der H. Obermarschall will durchaus, daß ich ihn in meinen mathematischen Unterricht nehmen soll (vermutlich weil Dohna soviel daraus profitiert hat).“

Kraus besaß eine ungemein heitere und packende Art gerade in seinen mathematischen Vorlesungen. Statt künstlicher Modelle brachte er oft selbstverfertigte ma- thematische Körper aus Holz, Möhren oder Kartoffeln mit und rief dann den Zuhörern zu (a. a. O. Seite 395): „Ich komme mit einem ganzen Arsenal, meine Herren, lassen Sie uns frisch und munter ans Werk gehen.“ Zu- dem dehnte er seine mathematische Lehrtätigkeit auch auf die höhere Analysis aus. Er schrieb darüber schon 1789 mit sichtlichem Stolz an seinen Freund v. Auers- wald (a. a. O. Seite 271 f.): „Daß ich dies Jahr (1789)

Mathematik mit  $3\frac{1}{2}$  jungen Männern (denn Inspektor Sommer als der vierte war nur halb Lehrling, halb Lehrer) mit aller Heftigkeit, die Sie an meiner Lehrart kennen, getrieben habe, wird mir in Ewigkeit nicht leid sein: ich weiß nun, worauf ich mich kann examinieren lassen. Mit Freuden haben mir die jungen Leute 80 Rthlr. gegeben, und unserer Universität muß es zum Ruhm gereichen, daß von diesen drei Jünglingen der eine in Göttingen, der andere in Jena, der dritte in Berlin, denn dahin sind sie gereiset, durch Werk und Tat beweisen können, daß es möglich sei, allhier Integralrechnung mit allen Finessen zu studieren.“

Schade, daß sich nichts darüber ermitteln ließ, ob unser Graf mit einem dritten hervorragenden akademischen Lehrer in persönliche Berührung kam, mit J o h a n n S c h u l t z. Diesen hat Kant noch bei Lebzeiten für den besten Ausleger der Vernunftkritik erklärt und besonders als mathematischen Vertrauensmann und Sekundanten gebraucht. Johann Schultz bekleidete nämlich eine ordentliche Professur der Mathematik und war daneben Hofprediger. Er stellte seinerzeit, um Kants These vom Raum als einer „unendlichen gegebenen Größe“ gegen kritische Einwände exakt zu stützen, eine Formel für die Größe des gesamten Weltraumes auf. Diese Formel hat nachmals sogar B e r n a r d B o l z a n o in seinen „Paradoxien des Unendlichen“ einer besonderen Erörterung gewürdigt, ohne die Beziehungen zu Kant und seiner Raumtheorie zu ahnen. J o h a n n S c h u l t z muß ein prächtiger Mensch gewesen sein. Ein Charakterfeinschmecker wie Fichte wurde schon durch den Anblick dieses Mannes sympathisch berührt. In seinem Königsberger Tagebuch steht die Bemerkung: „Es ist ein eckiges preußisches Gesicht, aber es spricht Ehrlichkeit und Gutmütigkeit aus seinen Zügen.“ Jedenfalls verdanken wir dem Kollegienfleiß unseres Grafen wenigstens Urkunden von der mathematischen Lehrtätigkeit dieses treuen Altkantianers.

In der letzten Zeit des Königsberger Studienaufenthalts muß der Musensohn eine lebensgefährliche Krankheit durchgemacht haben. Das ist aus dem Brief einer Kusine vom 19. März 1795 zu entnehmen, den ich im handschriftlichen Nachlaß auffand. Sie dankt dem Vetter für die „ersten Zeilen nach kürzlich zurückgewiesenem Tode“, kündigt ihm aus Freude darüber eine eilige Sendung von Buchweizengrütze an und scheint die Krankenpflege, die Gerlach, der Studienführer des Grafen, übernommen hatte, für wichtiger zu halten, als die Kunst der Mediziner. „Gott sei Dank,“ so heißt es, „der die sorgsame Pflege des Herrn Gerlach durch Ihre Wiedergenesung gesegnet hat. Den Königsbergschen Ärzten traue wenig hierbei zu; sie haben es zu drei Malen bei mir verdorben. Ich halte sie jetzt nicht viel mehr, als blinde Hennen, die zuweilen ein Körnchen finden.“

An die Universitätsstudien schloß sich dann eine kurze praktische Ausbildung in der Landwirtschaft zu Waldau. Schon 1796 wurde aber Graf Heinrich zu Dohna nach bestandener Prüfung Referendarius der Königsberger Kriegs- und Domänenkammer. Hier arbeitete er sich ordentlich in die Geschäftsführung ein. Eine Studienreise durch einen Teil Deutschlands kam noch hinzu. So wurde unser Graf reif für eine Beschäftigung beim Berliner Generaldirektorium. Diese Beschäftigung war nur von kurzer Dauer. Schon im Herbst 1802 wurde der junge Staatsbeamte als Kriegs- und Domänenrat nach Königsberg geschickt. Hier hatte er u. a. die Scharwerksablösung bäuerlicher Grundbesitzer in mehreren königlichen Ämtern durchzuführen. Welche ethisch-religiöse Gemütsresonanz dieser Auftrag bei ihm auslöste, zeigt am schönsten ein Brief, den damals der edle Graf an seine gleichgesinnte Schwester gerichtet hat. „Freue Dich mit mir“, so schreibt er, „über ein gelungenes gutes Werk, wozu die Vorsehung mich Glücklichen als Mittel gebrauchte. 185 Bauernfamilien, von welchen der größte Teil unter der Last in der Provinz fast unerhörten Schar-

werks fast erlag, werden nach zwei Jahren frei. Alle haben einstimmig die von mir nach vorgängiger Prüfung ihres Vermögenszustandes festgesetzten Abgaben willig übernommen. Greise erleben noch die neue Ordnung der Dinge und die im mittleren Alter werden noch den Vollgenuß der guten Folgen erhalten.“ Seine ganze damalige Tätigkeit war in jeder Hinsicht segensreich und fand bei den Nächstbeteiligten dankbare Anerkennung. Um noch mehr weltmännische Ausweitung zu gewinnen, unternahm der junge Kriegs- und Domänenrat im Jahre 1805 eine große Studienreise nach Deutschland und England, von deren mannigfachen und tiefgreifenden Eindrücken uns noch einige Briefe ein interessantes Spiegelbild geben. Jede fachsimplerische Einseitigkeit war diesem philosophischen Lebensbeobachter und Lebenskünstler fremd. Kants Anregungen zu einem großzügigen Menschen- und Naturstudium, wie sie in den Vorlesungen über Anthropologie und physische Geographie ausgestreut waren, konnten jetzt praktische Fruchtbarkeit gewinnen. Das Kriegsjahr 1806 rief den Weltreisenden wieder auf den heimatlichen Posten zurück. Dem patriotischen Opfermut waren in jener Unglückszeit die schwersten Aufgaben gestellt. Bei einem höheren Verwaltungsbeamten ballten sich diese Aufgaben zu einer fast erdrückenden Masse zusammen. In solcher außerordentlichen Lage versagte der bürokratische Schematismus. Es galt namentlich eine pestartige Epidemie, die Königsberg infolge der Kriegsleiden heimsuchte, durch neue Lazaretteinrichtungen und Verpflegungsmaßregeln einzudämmen. Dabei bewies unser Dohna soviel Tatkraft, Umsicht und Opfermut, daß ihn die dankbaren Mitbürger durch ein prächtiges Ehrengeschenk auszeichneten, drei silberne Armleuchter mit der Umschrift „Aus Dankbarkeit dem Reichsgrafen zu Dohna-Wundlacken die Ostpreußischen und Lithauischen Stände. Königsberg, den 6. Mai 1809.“ Dieses Ehrengeschenk ist zugleich ein symbolischer Ausdruck dafür gewesen, daß der

junge wahrhaft philosophische Staatsmann von den maßgebenden Kreisen zu der kleinen auserlesenen Gruppe gerechnet wurde, die sozusagen den Königsberger Generalstab für die Erhebung des Vaterlandes bildete. Sein erster patriotischer Glaubensartikel war jedenfalls von Kantischem Idealismus getragen. Er bestand in der Überzeugung, daß nur vom Geiste aus eine Besserung der Lage möglich sei.

1809 wurde Dohna zum Staatsrat in Berlin ernannt. Selbst jetzt noch war er ernstlich um seine wissenschaftliche Fortbildung bemüht. In seinem Nachlaß fand ich eine Quästurbescheinigung über das Honorar für die Forstbotanikvorlesung von Prof. Wildenow, das „Herr Staatsrat Gr. zu Dohna . . . mit 3 Thlr. Courant bezahlt“ hat, am 29. April 1812. Damit ist zugleich die echte Herkunft eines Kollegheftes über diese Forstbotanikvorlesung aufgeklärt, dessen spätes Datum mir die Zugehörigkeit zu den sonstigen Dohnaschen Kollegheften anfänglich zweifelhaft machte. Der strebsame Graf blieb eben auch nach Abschluß der offiziellen Studienjahre Student.

Am 27. August 1812 heiratete er Wilhelmine Freiin von Lützwow, eine Tochter des Generals a. D. von Lützwow. So verknüpften ihn intime Familienbande mit einem Geschlecht, das in der Geschichte der deutschen Freiheitskämpfe unsterblich ist. Der bekannte Stifter des Lützwowschen Freikorps war Dohnas Schwager. Ja, unser Graf wurde selbst so sehr für das Freikorps begeistert, daß er in dasselbe eintrat. Er mußte sich erst militärisch ausbilden lassen, rückte aber rasch zum Offizier auf und erwies sich so tüchtig, daß er zu wichtigen Aufträgen verwendet werden konnte. Diese Aufträge hatten vorwiegend organisatorischen Charakter. Trotzdem nahm der Graf auch an den meisten Gefechten des Freikorps teil, wobei er sich durch Mut und unerschütterliche Kaltblütigkeit hervortat und das eiserne Kreuz erwarb. Den militärischen Höhepunkt bildeten die gefährlichen Streif-

züge im Frühjahr 1814. Ein prägnantes Stimmungsbild, das zugleich den frommen Idealismus des edlen Freischärlers nachempfinden läßt, bietet ein Brief aus Laon vom 22. März 1814. Darin heißt es: „Ich könnte einen Roman schreiben: Die drei gefahrvollsten Tage meines Lebens. Der erste Akt in Rheims, als es von den Franzosen wiedergenommen ward, und als ich mit zwei Mann, ohne Wegweiser, in der Nacht mich glücklich zu den Meinigen durchschlug. Der zweite in Chetres bei Voucieres, wo in einem Schloß ein französischer General sich verrammelt hatte und zu früh, weil er entdeckt wurde und ehe das Aufgebot noch ganz versammelt war, auf uns schoß, so daß wir noch Zeit gewannen, uns auf die Ebene zu werfen, mit etwa 100 bis 120 Pferden; mehrere Meilen weit waren alle Dörfer aufgeboden. Endlich der dritte in den Ardennen unweit Launoy. Wir haben die Höhen, von welchen südwestlich und nordöstlich die Bäche und Flüsse abströmen und welche durch zahllose Defilés durchschnitten sind, mit nach gewöhnlicher Beurteilung unpraktikablen Abhängen und Gräben mehrere Meilen weit mit Vermeidung aller Dörfer passiert, oft von Bauer-Tirailleurs gefolgt, die uns auf kurze Distanz aus Wäldern beschossen. Wir haben strengste Manneszucht gehalten und sie übten glattzüngige Verräterei. Ohne den höheren Schutz wäre nicht ein Mann entkommen; jetzt aber ist unser Verlust unbedeutend.“ Und derselbe Brief schließt an eine Erwähnung mancher ungünstigen Verhältnisse in jener kritischen Zeit den zuversichtlichen prophetischen Satz: „Dennoch hoffe ich, daß die große Angelegenheit, für welche man, je nachdem die Vorsehung es will, lebt, wirkt, kämpft, leidet, stirbt, sich dem Ziele nähert, daß die Unabhängigkeit der Völker und ihr schöneres Erbteil, Religion und Sitte, sich im Streben zu einer bessern Verfassung begründen und erhalten wird.“ Hier spürt man zugleich Kantische Geschichtsphilosophie nachklingen, dem bekanntlich die Herstellung

einer vollkommen gerechten bürgerlichen Verfassung als die leitende Idee des ganzen Geschichtsprozesses gilt.

Nach dem Pariser Frieden wurde Dohna wieder Zivilbeamter. Aber zur Erholung war keine Zeit. Man schickte ihn 1815 nach Aachen, wo er die Truppenverpflegung zu leiten hatte. Er führte den schwierigen Auftrag mit ebensoviel rücksichtsloser Energie als gewissenhafter Rechtlichkeit aus und förderte auf diese Weise das Ansehen des Verpflegungsdienstes in der öffentlichen Meinung. Doch ging auch hierbei nicht der Zusammenhang mit der Geisteskultur verloren. Die wenigen Mußstunden verwandte der hochgebildete Verpflegungsbeamte auf die Pflege der Kunst. „Die Schätze der Malerei, welche die Rheingegenden besitzen, waren Gegenstände seiner Aufmerksamkeit, und, selbst nicht ohne Talent, wußte er dasjenige anderer zu würdigen und zu beschäftigen. Wie denn überhaupt die Liebe und Pflege dieser Kunst Schmuck und Freude seines Lebens blieb.“ So beschreibt uns die „Lebensskizze“ die ästhetische Erholung dieses geistvollen Beamten.

Seine nächste Lebensstation war Köslin, wo ihm das Regierungspräsidium übertragen wurde. Wieder blieb er neben der Berufsarbeit den Musen treu. Durch seine Anregung und Förderung entstand das schöne Denkmal auf dem Gollenberge, zugleich eine dauernde Erinnerung an den kunstsinnigen spiritus rector.

Als 1831 infolge der polnischen Revolution und der Choleraepidemie die Provinz Preußen in eine besonders bedrohliche Lage geraten war, erbat sich der dortige Oberpräsident von Schoen ausdrücklich die „Unterstützung des charakterfesten und bewährten“ Grafen Heinrich zu Dohna. So wurde der Chefpräsident von Köslin in gleicher Eigenschaft nach Königsberg berufen. Schon 1834 erhielt er eine hohe Auszeichnung. Der König ernannte ihn zum Obermarschall des Königreichs Preußen. Das Jahr 1837 brachte einen schweren Schicksalsschlag. Die Gemahlin des Obermarschalls starb nach

einer langen glücklichen Ehe. Der Vereinsamte vermählte sich 1838 mit der Tochter einer verstorbenen Schwester, der Gräfin Herminia zu Dohna-Reichertswalde, die der verstorbenen Gemahlin Dohnas schon früher nahestand und deren Tradition fortzusetzen suchte „durch wohltätige und edle Werke“. Im Sommer 1839 machten beide eine Reise nach Italien. Die Rückkehr erfolgte noch vor der Huldigung Friedrich Wilhelm IV. im Sommer 1840. Bei der Anordnung der Königsberger Festlichkeiten hat der kunstsinnige Obermarschall wieder aufs verdienstvollste mitgewirkt. Inmitten der anschwellenden politischen Bewegungen der nächsten Zeit suchte er Königstreue mit freisinniger Vaterlandsliebe zu verbinden. „Die Lauterkeit und Festigkeit seiner Gesinnung wurde so allgemein anerkannt, daß dem anspruchslosen Manne, welchem von jeher nichts fremder war als Ostentation und Haschen nach Volksgunst, die in Preußen gewiß seltene Ehrenbezeugung zuteil wurde, bei einem öffentlichen Volksfeste, welchem er als Zuschauer beiwohnte, sich bei seinem Erscheinen mit jubelndem Lebehoch begrüßt zu sehen.“ So berichtet mit schlichter Objektivität die „Lebensskizze“.

Im Jahre 1842 erbat der Obermarschall seine Entlassung und noch einmal erfaßte ihn der alte Reisetrieb. Es ging wieder nach Italien. Seine Reisebriefe aus dieser Zeit zeigen uns die Gesinnungstüchtigkeit, politische Weisheit, Begeisterung für Kunst und Wissenschaft, aber auch die Landwirtschaftsliebe des vielseitig interessierten Mannes in unverminderter Frische und Kraft. Hier werden die mannigfachen Kulturenergien sichtbar, die sich in dem Schloß Wundlacken mit seinen herrlichen Kunst- und Bücherschätzen, seinem erlesenen gärtnerischen Schmuck und seiner wohlorganisierten Landwirtschaft zu einer imposanten Verkörperung gesammelt haben.

Nach der Rückkehr von seiner italienischen Reise im Sommer 1843 wurde dem Grafen Heinrich zu Dohna

noch eine letzte Auszeichnung zuteil. Der König ernannte ihn zum Präsidenten des Konsistorii der Provinz Preußen mit dem Range eines Oberpräsidenten. Doch starb der Ausgezeichnete bereits am 20. September 1843, ohne das neue Amt übernehmen zu können. Die Leichenrede hielt ihm der Pfarrer der heimatlichen Kirche Haffstrom, deren neuer Turm dem Kunstsinn des Verstorbenen seine Existenz verdankt.

## 2. Die pädagogischen Wurzeln und Früchte des Kritizismus

### Ein Beitrag zur wahren Schätzung der Kantkolleghefte

Zu den umstrittensten Problemen der Kantwissenschaft gehört die Lehrtätigkeit des großen Philosophen.

Nach den biographischen Quellen und sonstigen Nachrichten war diese Tätigkeit eine überaus anregende und erfolgreiche. Borowski erzählt, daß Kant als Lehrer „mit der anspruchslosesten Bescheidenheit“ auftrat, „Gründlichkeit im Vortrag“ und zugleich „Anmut und interessante Darstellung“ zeigte. „Nie, nie nahm er zu dem elenden Behelfe der Satire oder der Anstichlungen auf andere Mitlehrer seine Zuflucht; nie, wie wir alle seit einer Reihe mehrerer Jahre mit unseren Augen sahen, schlug er irgendeinen niedrigen Weg ein, um Applaus zu haben.“ Auch bekundet Borowski, daß Kant gleich am Anfang viele Zuhörer hatte. Jachmann schildert genauer die Vortragsweise Kants. Er habe ganz frei gesprochen und vielfach nur handschriftliche Randnotizen der Vorlesungshandbücher als Leitfaden benutzt. Oft sei er nur mit einem Blättchen erschienen, „worauf er seine Gedanken in kleiner abgekürzter Schrift verzeichnet hatte“. Er habe immer „dem Gegenstande vollkommen angemessen“ vorgetragen. Es sei aber kein memoriertes Vortrag gewesen, sondern „ein stets neu gedachter Erguß seines Geistes“. Am

faßlichsten findet Jachmann die Logik Kants. Doch auch die Metaphysikvorlesungen rühmt er als „lichtvoll und anziehend“. Eine „besondere Kunst“ habe der Philosoph dadurch bewiesen, „daß er vor seinen Zuhörern gleichsam Versuche anstellte, als wenn er selbst anfinge, über den Gegenstand nachzudenken, allmählich neue bestimmende Begriffe hinzufügte, schon versuchte Erklärungen nach und nach verbesserte, endlich zum völligen Abschluß des vollkommen erschöpften und von allen Seiten beleuchteten Begriffes überging und so den streng aufmerksamen Zuhörer nicht allein mit dem Gegenstande bekannt machte, sondern ihn auch zum methodischen Denken anleitete.“ Über die Ethikvorlesungen folgt ein geradezu schwärmerischer Stimmungsbericht, der um so überraschender ist, als man dem jeder Gemüterschütterung abgeneigten nüchternen Denker solche Wirkung gar nicht zutrauen möchte. „Hier war Kant“, sagte Jachmann, „nicht bloß ein spekulativer Philosoph, hier war er auch geistvoller Redner, der Herz und Gefühl ebenso mit sich hinriß, wie er den Verstand befriedigte. Ja, es gewährte ein himmlisches Entzücken, diese reine und erhabene Tugendlehre mit solcher kraftvollen, philosophischen Beredsamkeit aus dem Munde ihres Urhebers selbst anzuhören. Ach, wie oft rührte er uns bis zu Tränen, wie oft erschütterte er gewaltsam unser Herz, wie oft erhob er unseren Geist und unser Gefühl aus den Fesseln des selbstsüchtigen Eudämonismus zu dem hohen Selbstbewußtsein der reinen Willensfreiheit, zum unbedingten Gehorsam gegen das Vernunftgesetz und zu dem Hochgefühl einer uneigennütigen Pflichterfüllung! Der unsterbliche Weltweise schien uns dann von himmlischer Kraft begeistert zu sein und begeisterte auch uns, die wir ihn voll Verwunderung anhörten. Seine Zuhörer verließen gewiß keine Stunde seiner Sittenlehre, ohne besser geworden zu sein.“ Die Vorlesungen über natürliche Theologie wiederum sollten nach dem ausdrücklichen Zeugnis Jachmanns eine „vernünftige Auf-

klärung in Sachen der Religion“ befördern. In diesem Kolleg habe darum Kant am liebsten viele Theologen gesehen. Ja, als einmal eine so geringe Hörerzahl erschien, daß der Philosoph nicht lesen wollte, ließ er sich doch umstimmen, als sich herausstellte, daß das Häuflein der Versammelten fast nur aus Theologen bestand. „Er hegte die Hoffnung, daß gerade aus diesem Kollegio, in welchem er so lichtvoll und überzeugend sprach, sich das helle Licht vernünftiger Religionsüberzeugungen über sein ganzes Vaterland verbreiten würde, und er täuschte sich nicht; denn viele Apostel gingen von dannen und lehrten das Evangelium vom Reiche der Vernunft.“ Sehr treffend hat Jachmann die auf weltmännische Bildung abzielenden Vorlesungen über Anthropologie und physische Geographie charakterisiert, die sich an die weitesten Kreise wandten. „Hier sah man den hohen Denker in der Sinnenwelt umherwandeln und Menschen und Natur mit der Fackel einer originellen Vernunft beleuchten. Seine scharfsinnigen Bemerkungen, welche das Gepräge einer tiefen Menschen- und Naturkenntnis an sich trugen, waren in einen mit Witz und Genialität gefüllten Vortrag eingekleidet, der einen jeden Zuhörer entzückte.“

Zu besonderer Berühmtheit gelangte das Ehrendenkmal, das Herder seinem ehemaligen Lehrer Kant 1795 in seinen „Briefen zur Beförderung der Humanität“ setzte, trotzdem inzwischen eine wechselseitige Entfremdung beider eingetreten war. Diese herrliche Schilderung des größten Lehrers der Albertina hat schon Prof. Wald bei der ersten öffentlichen Kantgedächtnisfeier der Königsberger Universität am 23. April 1804 als schmückendes Zitat verwertet und sie ist seitdem oft wiederholt worden. Soviel ich sehe, hat man aber stets den gewichtigen Schlußpassus weggelassen, der Kant mit Sokrates zusammenstellt. Darum sei es mir erlaubt, zum ersten Male eine unverkürzte Wiederholung von Herders monumentaler Kantschilderung zu bieten.

„Ich habe das Glück genossen, einen Philosophen zu kennen, der mein Lehrer war. Er, in seinen blühendsten Jahren, hatte die fröhliche Munterkeit eines Jünglings, die, wie ich glaube, ihn auch in sein greisestes Alter begleitet. Seine offene, zum Denken gebaute Stirn war ein Sitz unzerstörbarer Heiterkeit und Freude; die gedankenreichste Rede floß von seinen Lippen; Scherz und Witz und Laune standen ihm zu Gebot, und sein lehrender Vortrag war der unterhaltendste Umgang. Mit eben dem Geist, mit dem er Leibniz, Wolff, Baumgarten, Crusius, Hume prüfte und die Naturgesetze Keplers, Newtons, der Physiker verfolgte, nahm er auch die damals erscheinenden Schriften Rousseaus, seinen „Emile“ und seine „Héloïse“, sowie jede ihm bekanntgewordene Natur-entdeckung auf, würdigte sie und kam immer zurück auf unbefangene Kenntnis der Natur und auf moralischen Wert des Menschen. Menschen-, Völker-, Naturgeschichte, Naturlehre, Mathematik und Erfahrung waren die Quellen, aus denen er seinen Vortrag und Umgang belebte; nichts Wissenswürdiges war ihm gleichgültig; keine Kabale, keine Sekte, kein Vorteil, kein Namenshonorar hatte je für ihn den mindesten Reiz gegen die Erweiterung und Aufhellung der Wahrheit. Er munterte auf und zwang angenehm zum Selbstdenken; Despotismus war seinem Gemüt fremde. Dieser Mann, den ich mit größter Dankbarkeit und Hochachtung nenne, ist Immanuel Kant; sein Bild steht angenehm vor mir. Ich will ihm nicht die barbarische Inschrift setzen, die einst ein sehr unwürdiger Philosoph empfing:

„Noster Aristoteles, Logicis, quicumque fuerunt,  
Aut par aut melior, studiorum cognitus orbi,  
Princeps, ingenio varius, subtilis et acer,  
Omnia vi superans rationis“ etc.,

sondern mit dem Verfasser der „Bonhommiën“ ihn seiner Absicht nach Sokrates nennen und seiner Philo-

sophie den Fortgang dieser s e i n e r A b s i c h t wünschen, daß nämlich nach ausgereuteten Dornen der Sophisterei die Saat des Verstandes, der Vernunft, der moralischen Gesetzgebung reiner und fröhlicher sprosse, nicht durch Zwang, sondern durch innere Freiheit“ (a. a. O. Brief 79).

Ein Mitzuhörer Kants und Studienkamerad Herders hat uns dazu noch eine reizende Illustration überliefert, die nicht nur den Ernst des Kollegbesuchs bestätigt, sondern auch einen außerordentlichen Fall von dichterischer Anregung durch den philosophischen Lehrvortrag erzählen kann. „Mit gespannter Aufmerksamkeit faßte er (Herder) jedes Wort des großen Philosophen auf und ordnete zu Hause Gedanken und Ausdruck. Oft teilte er mir diese seine Nachschrift mit, und wir besprachen uns darüber. — Einst in einer heitern Frühstunde, wo Kant mit vorzüglicher Geisteserhebung und, wenn die Materie die Hand bot, wohl gar mit poetischer Begeisterung zu sprechen und aus seinen Lieblingsdichtern Pope und Haller Stellen anzuführen pflegte, war es, wo der geistvolle Mann sich über Zeit und Ewigkeit mit seinen kühnsten Hypothesen ergoß. Herder wurde sichtbarlich und so mächtig davon ergriffen, daß, als er nach Hause kam, er die Ideen seines Lehrers in Verse kleidete, die Hallern Ehre gemacht hätten. Kant, dem er sie am folgenden Morgen vor Eröffnung der Stunde überreichte, war ebenso betroffen von der meisterhaften poetischen Darstellung seiner Gedanken und las sie mit lobpreisendem Feuer im Auditorium vor.“

Daß Kants Lehrtätigkeit selbst in den spätesten Jahren noch die alte Zugkraft bewahrt haben muß, wird namentlich durch das Zeugnis eines jungen Grafen von Purgstall beglaubigt. Der junge Graf hatte im Sommer 1795 Königsberg besucht und den großen Philosophen gehört. Seine Eindrücke darüber sind in einem ausführlichen Brief niedergelegt, der in der Altpreußischen Monatschrift, Jahrgang 1879, Seite 607—612 einen Abdruck

fand, nachdem er zum ersten Male durch K. H u g e l -  
m a n n s Aufsatz „Aus dem Leben des vorletzten Grafen  
von Purgstall“ (Nr. 4, 6—10 des Literaturblattes von  
A. Edlinger, Wien, 1879) bekannt geworden war. Graf  
von Purgstall schreibt u. a.: „Ich bin sehr mit seinem  
Vortrage zufrieden, mir scheint er das Ideal eines beleh-  
renden Vortrages; s o sollen alle Professoren sprechen,  
s o soll eine Wissenschaft, die für den Kopf ist, vorge-  
tragen werden, s o kann jeder Professor täglich lesen  
und als ein ehrlicher, wahrer Mann sein Auditorium je-  
desmal verlassen, und s o kann man ihn täglich h ö r e n ,  
ohne seine Gesundheit der Seele dabei zu verlieren, ohne  
A u f b l ä h u n g e n und ohne Ekel zu bekommen. —  
Kant liest über eine alte Logik von Meier, wenn ich nicht  
irre. Immer bringt er das Buch mit in die Stunde — —  
alle Blätter sind klein von seiner Hand beschrieben und  
noch dazu sind viele gedruckte Seiten mit Papier ver-  
klebt und viele Zeilen ausgestrichen, sodaß, wie sich  
dies verstehet, von Meiers Logik beinahe nichts mehr  
übrig ist. Von seinen Zuhörern hat kein einziger das  
Buch mit und man schreibt bloß ihm nach. Er aber  
scheint dies gar nicht zu bemerken und folgt mit großer  
Treue seinem Autor von Kapitel zu Kapitel und dann  
berichtigt er oder sagt viel mehr alles anders, aber mit  
der größten Unschuld, daß man es ihm ansehen kann, er  
tue sich nichts zugute auf seine Erfindungen.“ Beach-  
tenswert ist noch die Bemerkung, daß der Hörer manche  
schwierigen Stellen der kritischen Hauptwerke nach dem  
Vortrag besser zu verstehen glaubt. „Man verläßt gewiß  
nie sein Auditorium, ohne manchen erläuternden Wink  
über seine Schriften mit nach Hause zu nehmen.“ Ja  
P u r g s t a l l scheint die Vorlesungen Kants überhaupt  
für die zweckmäßigste Einführung in seine Philosophie  
zu halten. „Aus dieser Rücksicht allein müßte es doch  
äußerst interessant sein, einen ganzen Kurs bei ihm zu  
hören, weil man mit allen seinen Ideen leicht bekannt  
wird.“

Nach alledem ergibt sich ein recht günstiges Gesamtbild von Kants Lehrtätigkeit. Die Vorlesungen standen wissenschaftlich auf der Höhe, verwerteten die neuesten Anregungen aus der Naturforschung und Bücherwelt, wollten zum selbständigen Denken anleiten, hatten auch Fühlung mit dem eigenen System des Vortragenden, dessen Hauptlehren hier eine faßliche Darstellung fanden. Sie griffen nur insofern über die Sphäre wissenschaftlicher Philosophie hinaus, als sie im ethischen Teil seelsorgerisch, im religionsphilosophischen Teil kirchenpolitisch, im propädeutischen Teil (Anthropologie und physische Geographie) lebenskünstlerisch wirkten. Solche Übergriffe machten sie aber nicht untauglich, als ebenbürtige Schwestern der Kantischen Druckschriften zu gelten. Hat doch auch der große Philosoph selbst nicht Bedenken getragen, seine anthropologischen und logischen, geographischen und pädagogischen Kollegien in Buchform herauszugeben, bzw. herausgeben zu lassen. Ebenso pflegten die Besitzer von Kantkollegnachschriften ihre Hefte ganz wie Bücher in soliden Einbänden aufzubewahren, die nicht selten sogar mit goldenem Rückentitel versehen waren, sodaß sie neben den wertvollsten Druckwerken mit Ehren stehen konnten.

Dieser hohen Bewertung der Kantischen Lehrtätigkeit widersprechen nun aber andere Zeugnisse, an denen wir nicht vorübergehen dürfen, ohne in den Verdacht einer einseitigen Parteinahme zu geraten.

Schon Jachmann, der im allgemeinen ein so starker Lobredner der Kantischen Lehrfähigkeit war, deutet nebenbei auf einen nachteiligen Zug hin. Gerade die Gedankenexperimente, die der Vortragende im Auditorium zur allmählichen Entwicklung seiner Lehrsätze benutzte, erforderten einen „streng aufmerksamen Zuhörer“: Wer „seine erste Erklärung gleich für die richtige und völlig erschöpfende nahm, ihm nicht angestrengt weiter folgte, der sammelte bloß halbe Wahrheiten ein, wie mich davon mehrere Nachschriften seiner Zuhörer

überzeugt haben.“ So urteilt Jachmann, der auch noch die Erschwerung des Kantischen Vortrags durch manchmal zu weit ausgespinnene Abschweifungen hervorhebt. Kant selbst sei sich der Schwierigkeit seines philosophischen Unterrichts bewußt gewesen und habe deshalb den Studierenden die Vorlesungen des Professors Pörschke zur Vorbereitung öffentlich empfohlen.

Fichte kam im Sommer 1791 nach Königsberg und hatte Gelegenheit, einer Kantischen Vorlesung als Gasthörer beizuwohnen. Er setzte darüber folgende lakonische Tagebuchnotiz auf: „Den 4. (Juli) Kant besucht, der mich indes nicht sonderlich aufnahm; ich hospitierte bei ihm und fand auch da meine Erwartungen nicht befriedigt. Sein Vortrag ist schläfrig.“ Dieses Mißfallenvotum entsprang gewiß nicht aus einer übelwollenden Laune des Hörers, da auch der treue Kantschüler Rinck (Ansichten aus I. Kants Leben, Seite 47) gesteht, schon in den achtziger Jahren sei der Kantische Vortrag „zuweilen an Lebhaftigkeit in der Art“ zurückgegangen, „daß man hätte glauben mögen, er werde einschlummern“. Vielleicht handelt es sich hier um eine Störung durch körperliche Indisposition.

Am abfälligsten aber äußert sich der jüngere Reusch, Sohn des Physikers Carl Daniel Reusch (Kant und seine Tischgenossen, Seite 6), über Kants Lehrtätigkeit. Er kam im Herbst 1793 zur Universität. Damals „war Kant schon im 70. Jahre, seine Stimme schwach, und er verwickelte sich im Vortrage und wurde undeutlich.“ Reusch hat den Meister zwei Semester lang gehört, und zwar in Logik, Metaphysik und physischer Geographie. „Einem jungen Menschen von 15 bis 16 Jahren konnte unter solchen Umständen von seinen philosophischen Vorträgen nur wenig im Zusammenhange verständlich werden; was ich faßte, war ein leuchtender Punkt oder Blitz in die Seele. Ich glaube, daß es damals auch älteren Studierenden nicht besser ging. Dagegen war sein geographisch-physikalischer Vortrag wohl ver-

ständig, ja höchst geistreich und unterhaltend.“ Hier-  
nach sind also die eigentlich philosophischen Hauptvor-  
lesungen Kants ziemlich unwirksam gewesen. Emil  
Arnoldt sucht (Kritische Exkurse, Seite 633) die  
Ausstellungen Reuschs zu entkräften. Der jugendlichen  
Unfähigkeit entsprang die Täuschung, daß Kants Ent-  
wicklungen als Verwicklungen erschienen. Die mangel-  
hafte akustische Auffassung verschuldete die Undeut-  
lichkeit der Gedanken im Vortrag. Die Bemerkungen  
Arnoldts sind gewiß sehr richtig, reichen aber doch  
nicht aus, um die Kantischen Vorlesungen von allen  
Mängeln rein zu waschen. Vielleicht war die Anknüpfung  
an ein Handbuch ein erschwerender Umstand, wenn die-  
ses Handbuch nicht zugleich den Zuhörern zur Verfü-  
gung stand. Nach Purgstalls Bericht soll sogar kein ein-  
ziger Besucher der Kantischen Logik das Handbuch mit-  
gebracht haben. Dürften wir diesen Fall verallgemei-  
nern, so stünde es sehr schlimm um die Zugänglichkeit  
der Kantischen Vorträge. Denn die Berichtigungen des  
„Autors“ lassen sich natürlich nur dann bequem ver-  
folgen, wenn man die entsprechenden Paragraphen des  
Handbuchs vor Augen hat. Außerdem ist es nicht un-  
wahrscheinlich, daß die vielen Notizen, mit denen Kant  
allmählich die Handbücher immer dichter übersäte,  
ihm schließlich selbst manchmal unübersichtlich wur-  
den, sodaß sich Verwicklungen in seinem Vortrag ein-  
stellten.

Unter Berücksichtigung dieser Instanzen müssen wir  
uns wohl zu einer vorsichtigeren Bewertung der Kanti-  
schen Vorlesungen bekennen.

Aber wenn die Vorlesungen auch nicht so vollkommen  
waren, wie die Druckschriften, so könnten sie uns doch  
zu einer volleren Erschließung der Kantischen Lehren  
verhelfen. Gerade ihre Wandelbarkeit von Semester zu  
Semester ließe vielleicht Material für eine Entwicklung-  
geschichte des großen Denkers erhoffen. Die Voraus-  
setzung hierbei wäre, daß wir zuverlässige Kolleghefte

besitzen. Solche Voraussetzung scheint indessen — zumal bei den Schwierigkeiten des Kantischen Lehrvortrags — so gut wie unerfüllbar zu sein. Hat man früher noch gehofft, ein Kollegheft auf Grund der einen oder anderen Angabe datieren zu können, so stellte sich bald heraus, daß solche Datierung unhaltbar ist. Sie gilt günstigstenfalls für die betreffende Angabe, nicht aber für den sonstigen Inhalt des Heftes. In einem und demselben Kantkollegheft sind gewöhnlich Elemente verschiedener Altersstufen verwoben. Das kommt daher, daß es sich meist um keine eigentliche Kollegnachschrift handelt, sondern um eine Abschrift aus anderen Kollegheften, die wieder einen verwickelten Stammbaum haben können. Manche Hefte sind offenbar Ausarbeitungen mit eigenen Zusätzen des Schreibers. Sie enthalten Stücke aus Kants Druckschriften, sogar mit allen Interpunktionen, die schwerlich vom Vortragenden so in der Vorlesung gebracht wurden. **Erich Adickes** hat in seinen trefflichen „Untersuchungen zu Kants physischer Geographie“ (1911) die hier obwaltenden verworrenen Verhältnisse mit philologischer Genauigkeit geprüft. Das Ergebnis ist geradezu niederschmetternd. Als echt kantisch werden wir wohl nur die Kollegheftangaben zulassen dürfen, für die uns noch handschriftliche Originale des Meisters selbst zur Verfügung stehen. **Adickes** zeigte bereits in den Anmerkungen, die seine Ausgabe von Kants handschriftlichem Nachlaß begleiten, wie man namentlich die nach der Tintenhelligkeit in 33 Altersschichten zerlegbaren Notizen des Philosophen zur Verifizierung einzelner Stellen von Kollegheften benutzen kann. Und auch umgekehrt wird manches abgerissene Stichwort des Nachlasses erst verständlich, wenn seine sinnvolle Entfaltung in irgendeinem Kollegheft nachweisbar ist. Wieviel **Adickes** auf diesem neuen Forschungsweg schon aufgeklärt hat, wird jeden Studenten der Nachlaßbände mit staunender Bewunderung erfüllen, Freilich werden wir dabei niemals die kritische Rekon-

struktion einer bestimmten vollständigen Semestervorlesung oder auch nur einer einzelnen Vorlesungsstunde erzielen. Unser Wissen wird Stückwerk bleiben, schon aus dem Grunde, weil die Kantischen Originalnotizen selbst, an denen die Kollegnachschriften geprüft werden, fragmentarischen Charakter haben.

Mag Kants Lehrtätigkeit in ihrer vollen historischen Realität auch ewig unerkennbar bleiben, so ist doch jedenfalls soviel sicher, daß sie seine eigentliche Philosophie ganz wesentlich bestimmt hat. Wichtige Züge des Kritizismus hängen mit pädagogischen Anregungen zusammen, die der große Denker als akademischer Lehrer empfing und erprobte.

#### a) Die pädagogischen Wurzeln

Ich erinnere in erster Linie an das berühmte Wort, daß man bei ihm nicht Philosophie sondern philosophieren lernen soll. Dieses Wort äußerte Kant nicht nur programmatisch in der akademischen Einladungsschrift für 1765/66, sondern auch in den Vorlesungen selbst, und er bemühte sich demgemäß, vorwiegend das methodische Denken seiner Hörer zu üben. Damit nahm er pädagogisch das formalistische Prinzip seiner kritischen Erkenntnistheorie vorweg. Für die kritische Erkenntnistheorie sind gewisse Formen grundlegend, die die sogenannten Erfahrungsgegenstände aus dem Empfindungsstoff gesetzlich gestalten. Diese Erkenntnisformen verleihen dem erkennenden Subjekt einen souveränen Charakter gegenüber der Außenwelt. Aber auch das ethische Autonomieprinzip des Kritizismus wird durch das Pädagogem vom „philosophieren Lernen“ vorbereitet. Wer den selbständigen Vernunftgebrauch in Erkenntnissachen schätzen lernt, der wird jede äußere Bevormundung auf sittlichem Gebiete verabscheuen. So besteht hier eine innige Harmonie zwischen pädagogischer Praxis und philosophischer Theorie. Das alteingewurzelte beständig erlebte Pädagogem in den Vorlesun-

gen hat zu ebenso tiefgründigen Kerngedanken im System geführt.

Schon früh wurde Kant durch akademische Unterrichtseindrücke veranlaßt, ein besonderes propädeutisches Kolleg einzurichten, das den Studenten zweckmäßige empirische Kenntnisse als Übungsstoff vermittelt. Er hatte nämlich gefunden, daß man „frühe vernünfteln lernt, ohne genugsame historische (= empirische) Kenntnisse, welche die Stelle der Erfahrung vertreten können, zu besitzen.“ Darum nahm er die „physische Geographie“ in seinen philosophischen Kursus auf. Solche planmäßige Pflege empirischen Wissens ist wiederum ein pädagogisches Vorspiel für das empiristische Komplement des erkenntnistheoretischen Formalismus. Nur am Erfahrungsstoff können die Erkenntnisformen eine nützliche Betätigung finden. Sonst kommt man zu leeren Spekulationen. Diese wichtige Einsicht ist also dem großen Philosophen aus seiner Lehrtätigkeit erwachsen. Wieder handelt es sich um ein altes pädagogisches Gewächs, da die Einrichtung eines dem „Vernünfteln“ vorbeugenden Geographiekollegs schon im zweiten Semester von Kants Privatdozentur stattgefunden hat.

Unter den Einzelwissenschaften, die der Philosoph in den Kreis seiner Lehrtätigkeit zog, standen Mathematik und Physik obenan. Das geisteswissenschaftliche Gebiet wurde nur summarisch in der „Anthropologie“ berücksichtigt, die seit dem Winter 1772/73 als Glied des Kantischen Kursus figuriert. Vielleicht ist diese pädagogische Asymmetrie die geheime Lenkerin zu einer analogen Asymmetrie der erkenntnistheoretischen Reflexion gewesen. Kant hat seine Erkenntnistheorie einseitig auf eine Begründung der Mathematik und mathematischen Physik zugespitzt. Die übrigen Einzelwissenschaften gehen entweder ganz leer aus oder werden mit ein paar kurzen Bemerkungen beiseite geschoben. Ihnen fehlt eben die Exaktheit, die nach dem Muster der mathematischen

Disziplinen zur strengen Wissenschaft gehört. Der mathematische Aristokratismus Kants hat aber auch seine gute Seite. Er ermöglichte die Entdeckung des Apriori, das gerade in den mathematischen Disziplinen am greifbarsten hervortritt. Daß der Philosoph selbst öfter diese Disziplinen als Lehrer behandelte, machte ihm deren methodischen Geist zum intimen Erlebnis.

Hier sei gleich eine spezielle mathematische Anregung erwähnt, die dem Philosophen durch seine Unterrichtserfahrung erwuchs. Ihre erste Spur begegnet uns in dem vorkritischen Werk, das den Königsberger Denker zu einer allgemein bekannten Größe in der gelehrten Welt machte. Es ist „der einzig mögliche Beweisgrund zu einer Demonstration des Daseins Gottes“ (1763). In diesem Werk findet sich ein merkwürdiges Kapitel, das sozusagen eine mathematische Variation des physikotheologischen Gottesbeweises darstellt. „Die Einheit in dem Mannigfaltigen der Wesen der Dinge gewiesen an den Eigenschaften des Raumes.“ So lautet die Überschrift des interessanten Gedankenganges. Kant führt besonders einige paradoxe Sätze aus der Geometrie des Kreises an. Die Sätze sind deswegen überraschend, weil man hinter einem Gebilde von so einfacher Konstruktion nicht sehr viel Mannigfaltiges vermutet. Es handelt sich um die Proportionalität gerader Linien am Kreise, und zwar um die Teilungsverhältnisse zweier einander kreuzender Sehnen sowie zweier sich außerhalb des Kreises schneidender Sekanten. „Wenn man bedenkt, wie unendlich viel verschiedene Lagen diese Linien annehmen können, indem sie den Zirkel, wie gedacht, durchschneiden, und wahrnimmt, wie sie gleichwohl beständig unter dem nämlichen Gesetze stehen, von dem sie nicht abweichen können, so ist es unerachtet dessen, daß die Wahrheit davon leicht begriffen wird, dennoch etwas Unerwartetes, daß so wenig Anstalt in der Beschreibung dieser Figur, und gleichwohl soviel Ordnung und in dem Mannigfaltigen eine so vollkommene Einheit daraus er-

folget.“ Dem Sehnenteilungssatz und Sekantenteilungssatz wird als drittes Beispiel zugesellt der schöne Satz vom Isochronismus aller als Fallwege gedachten Sehnen, die vom oberen oder unteren Endpunkt des Vertikal-durchmessers ausgehen. Dabei merkt Kant ausdrücklich an: „Ich erinnere mich, daß ein verständiger Lehrling (= Student), als ihm dieser Satz mit seinem Beweise von mir vorgetragen wurde, nachdem er alles wohl verstand, dadurch nicht weniger wie durch ein Naturwunder gerührt wurde.“ Damit ist auch äußerlich die pädagogische Herkunft der ganzen mathematischen Physikotheologie beglaubigt. Der Philosoph kehrte selbst auf der Höhe des Kritizismus (in § 38 der Prolegomena, 1783, sowie in § 62 der Kritik der Urteilskraft, 1790) zu dem paradoxen Sehnenteilungssatz aus der Kreisgeometrie zurück, nur diente ihm die mathematische Zweckmäßigkeit später nicht mehr zum Beweisgrund für Gott, sondern zur Bewährung seines Aprioritätsprinzips.

Auch die auffällige Tatsache, daß Kant zum Streit um die Begründung der Infinitesimalrechnung als Philosoph gar nicht systematisch Stellung nahm und die höhere Mathematik überhaupt nur selten berührte, läßt sich am besten „pädagogisch“ erklären. Ihm war eben ausschließlich die Elementarmathematik durch eigene Unterrichtserfahrung vertraut. Wolffs „Auszug“, sein Vorlesungsleitfaden, berührte die höheren mathematischen Disziplinen gar nicht. Damit will ich nicht leugnen, daß der große Philosoph in gelegentlichem Privatstudium von der Infinitesimalrechnung Kenntnis nahm. Erst unlängst hat H. E. T i m e r d i n g in seiner ausgezeichneten Abhandlung „Euler und Kant“ (Kantstudien XXIII, 18ff.) wahrscheinlich gemacht, daß der Königsberger Denker durch Eulers Auffassung vom Unendlichkleinen beeinflußt worden ist, wie sie in dessen Institutiones calculi differentialis entwickelt wird (a. a. O. 60 f.). Eine Nachlaßnotiz (Refl. 13, XV, Seite 53) deutet auf die Bekanntschaft mit Newtons Fluxionsrechnung hin. In Kants

Erstlingsschrift kommt sogar eine Differentialgleichung vor, wenn auch nur als Zitat. Aber solche spärlichen Fälle erreichen doch niemals die intensive Lebendigkeit, die Kants elementarmathematischen Anknüpfungen eignet.

Nach dem Zeugnis *Thibauts* soll Kant häufig erklärt haben: „Ich lese nicht für die Genies, denn sie brechen sich nach ihrer Natur selbst die Bahn; nicht für die Dummen, denn sie sind nicht der Mühe wert; aber für die, welche in der Mitte stehen und für ihren künftigen Beruf gebildet sein wollen.“ Diese pädagogische Einstellung auf die Bedürfnisse des geistigen Mittelstandes spiegelt sich in einer analogen Haltung seiner eigenen Philosophie. Kant hat eine ebenso große Scheu vor genialem Überschwang, wie vor kritikloser Unterwürfigkeit. Er verspottete die metaphysischen Träumer als „Luftbaumeister“ und den „vornehmen Ton“ der orakelhaften Gefühlsphilosophen, rückte aber auch von allen durch historische Autoritäten Gebundenen als Unmündigen ab. Für ihn gab es keinen philosophischen Klassiker. Seine Philosophie war nüchterne und strebsame Mittelstandsforschung.

Daß Kant bei seinen philosophischen Vorlesungen nach damaliger Sitte oder vielmehr Vorschrift Handbücher zugrunde legte, wird gewöhnlich als ein schweres Hindernis für den Vortragenden betrachtet. Er habe nicht volle Bewegungsfreiheit gehabt und sei wohl auch zu mancher Anpassung an konventionelle Ansichten verleitet worden. Aber die vielgeschmähten Handbücher, die den Philosophen mit geringfügigen Ausnahmen durch die lange Reihe seiner Dozentenjahre treu begleiteten, brachten schon rein äußerlich eine gewisse Stetigkeit und Konzentration in die Gedankenbildung. Das galt namentlich von den am häufigsten benutzten Handbüchern der Logik und Metaphysik. Kant las mindestens 54mal Logik und 49mal Metaphysik, wie *Emil Arnoldt* nachgewiesen hat (*Kritische Exkurse*, Seite 641 und 642). Bestimmte Formulierungen der Handbücher drängten

sich dem Dozenten immer wieder auf und nötigten zu prüfendem Nachdenken. Das prüfende Nachdenken war keine bloß flüchtige Aufwallung, sondern fixierte sich z. T. in handschriftlichen Notizen, mit denen, wie wir wissen, der Autortext schließlich dicht übersät war. Mögen die anregenden Formulierungen auch vielfach nur Gelegenheiten für Gedankenentfaltungen gewesen sein, die bei Kant schon anderweitig vorbereitet waren. Das schmälert nicht ihre Bedeutsamkeit.

Es seien nur zwei Handbucharregungen hervorgehoben, eine negative und eine positive.

Einmal war G. F. Meiers logisches Kompendium mit vielen metaphysischen, psychologischen und ästhetischen Nebenbetrachtungen angefüllt. Diese Nebenbetrachtungen reizten den Vortragenden insofern zum Widerspruch, als sie die eigentliche Darstellung wie Fremdkörper störten. Nicht selten heißt es darum in Kants Logikkolleg geradezu: dies und das gehört nicht hierher. Eine ältere Randnotiz zu § 16 des Meierschen Kompendiums (Refl. 1721, XVI, Seite 92) lautet z. B.: „Gehört nicht zur Logik; denn diese handelt nicht von Erkenntnissen dem Inhalt nach (objekt), sondern bloß von der Verstandesform, d. i. dem Denken in denselben.“ Diese Notiz hat das Dohnasche Logikheft für ein spätes Semester (Sommer 1792) als benutzt erwiesen. Das Ausschlußdekret wird sogar auf § 15 ausgedehnt. „§ 15 und § 16 in unserem Autor gehören eigentlich gar nicht zur Logik“ (Seite 11). Ähnlich steht es mit einer anderen lakonischen Randnotiz späteren Ursprungs (Refl. 2800, a. a. O. Seite 519): „Logische, ästhetische oder praktische Vollkommenheit der Erkenntnis; die zwei letzteren gehören nicht für die Logik.“ Entsprechend lesen wir im Dohnaschen Logikheft: „Unser Autor redet nun von der Vollkommenheit der praktischen Erkenntnis, ein Kapitel, welches eigentlich speziell nicht in die Logik gehört“ (Seite 76). Hier haben wir die pädagogische Wurzel einer methodischen Eigenheit Kants berührt, die für seine ge-

samte Philosophie kennzeichnend ist. Der große Denker sucht die einzelnen Wissenszweige scharf zu sondern. Die Reinhaltung jeder Wissenschaft von fremden Beimengungen ist sein Ideal. Das Prinzip der reinlichen Scheidung beherrscht auch Kants erkenntnistheoretische Analyse und führt dort allerdings zu künstlichen Isolierungen, die vielfach mißverstanden worden sind, weil man ihren fiktionalistischen Charakter — im Sinne Vaihingers — übersehen hat.

Mehrere Paragraphen der Meierschen Logik handeln vom „Horizont unserer gelehrten Erkenntnis“. Es bedarf keines besonderen Nachweises, daß solche Erörterungen mitten in die schwierigsten Fragen eingreifen. Wenn man auch nicht sagen kann, daß G. F. Meiers aphoristische Aufstellungen besonders tief gehen, so machen sie doch verschiedene Gesichtspunkte bemerkbar, unter denen sich das verwickelte Problem genauer untersuchen läßt. Daß gerade die Horizontparagraphen unsern Kant von Anfang an lebhaft beschäftigt haben, beweisen die einschlägigen Randnotizen, die nach der Altersphasenskala von Adickes einerseits bis in die ersten Semester der Dozentenzeit zurückreichen und andererseits noch in sehr späten Semestern ihre Fortsetzung finden. Sie füllen fast 20 Seiten des Bandes XVI in der Akademieausgabe (Seite 171 bis 190). Natürlich begegnen uns in den überlieferten Kollegheften entsprechende Ausgestaltungen dieser embryonalen Notizenansätze. Es steht sonach außer Zweifel, daß das Durchdenken der für den Vernunftkritiker hochbedeutsamen Frage des Erkenntnishorizonts eines der andauerndsten und intensivsten Unterrichtserlebnisse gewesen ist.

In dieser Richtung lassen sich noch weitere Nachforschungen anstellen. Mir kam es hier zunächst nur darauf an, die Fruchtbarkeit des Forschungsweges durch einige Stichproben zu demonstrieren. Je weiter die Erfassung der pädagogischen Wurzeln des Kritizismus fortschreitet, desto wertvoller müssen uns die überlieferten Kantkol-

leghefte werden, die im Verein mit authentischen Nachlaßnotizen den lehrenden Philosophen nach seinen charakteristischen Zügen erkennen lassen.

Nun ist aber auch eine ganz andere Betrachtungsweise möglich, der wir uns jetzt zuwenden, um zugleich eine neue Rechtfertigung für unsere Ausgabe der Dohnaschen Kolleghefte zu erbringen.

#### b) Die pädagogischen Früchte

Mögen alle Schlüsse vom lehrenden Kant auf den forschenden Kant selbst in dem bescheidenen Umfange, wie sie vorhin versucht wurden, ins Wanken geraten, so bleibt unbezweifelbar, daß die Kantkolleghefte für ihre Inhaber die tatsächlichen Organe des Kantstudiums gewesen sind, und zwar in viel höherem Maße als die Druckschriften des großen Philosophen. Namentlich die akademische Jugend, die jederzeit dem Bücherluxus abhold war, dürfte den Vernunftkritiker fast ausschließlich aus nachgeschriebenen Vorlesungen intimer kennen gelernt haben. Selbst Graf Heinrich zu Dohna besaß erstaunlich wenige Druckschriften von Kant. Nicht einmal die kritischen Hauptwerke sind in seiner Bibliothek vollzählig vertreten. Und die gedruckten Kantiana sehen merkwürdig neu aus, so, als ob sie kaum einmal durchblättert wären. Nirgends deutet eine Anstreichung oder gar Randbemerkung auf eine ernstliche Benutzung hin. Dabei hat der Graf nicht etwa Scheu vor handschriftlichen Eintragungen gehabt. Sein Montaigne ist mit vielen Randbemerkungen versehen. Dohna hat eben die Kantischen Ideen aus Kollegheften in sich aufgenommen. Diese Kolleghefte mit ihren zahlreichen Verbesserungen und ergänzenden Randnotizen geben ein unverkennbares Zeugnis von intensivem Studium. Fichte, der 1791 nach Königsberg gekommen war, um die Kantische Lehre an der Quelle kennen zu lernen, entlieh sich von dem angefreundeten Theodor von Schoen das Kollegheft

über Kants Anthropologie. Das ist gleichfalls eine exemplarische Bestätigung des großen Ansehens, das solch ein Organ des Kantstudiums dazumal selbst in höchststrebenden Kreisen genossen hat.

Die Kolleghefte haben aber nicht bloß Bücher ersetzt, sondern ermöglichten naturgemäß eine überlegene Form der geistigen Aneignung. Wer selbst Kollegaufzeichnungen machte, dem wurde des Meisters Lehre zu einem volleren persönlichen Erlebnis, das zudem nicht flüchtig entschwand, sondern seine dauerhaften Spuren schwarz auf weiß hinterließ.

Da jeder einzelne Nachschreiber nach seiner besonderen Befähigung und Einstellung arbeitete, ist es selbstverständlich, daß ein und derselbe Vortrag in den Kollegheften mannigfache Variationen erfuhr. Wie solche Variationen in concreto ausfallen, läßt sich nach gewissen Richtungen schon voraussehen.

Da sind in erster Reihe charakteristisch die Auslassungen. Man schließt gewöhnlich das von der Aufzeichnung aus, was nicht interessant oder wichtig erscheint. Oft maskieren die Auslassungen aber auch die nichtverstandenen Teile des Vortrags. So werden z. B. Namen unterdrückt, über deren Schreibung der Hörer im Unklaren ist.

Sodann wird wieder die Neigung zu einer vollständigeren Wiedergabe bei dem einen oder anderen Abschnitt von Person zu Person wechseln. Ein angehender Politiker und Weltmann wird etwaige Mitteilungen über Staatseinrichtungen und ausländische Kunstschätze begierig aufgreifen und ausführlicher niederschreiben. Der künftige Theologe wird sich möglichst genau das aufzeichnen, was der Dozent von Predigtliteratur und Religionsunterricht nebenbei vorbringt. Der künftige Schulmann wird die Bemerkungen über antike Autoren und Erziehungsregeln am sorgfältigsten festhalten usw.

Kant hat in seinen Vorlesungen planmäßig an die Vorbildung der Hörer zu den verschiedenen höheren Berufen

gedacht. So konnten bei ihm Studenten aller Fakultäten nützliche Anregungen fürs Leben empfangen. Auch Dichter, Militärs, Landwirte und Kaufleute wurden durch gelegentliche Winke philosophisch betreut.

Unter diesen Umständen ist es hochinteressant, gerade den typischen Besonderheiten in den überlieferten Kantkollegheften nachzugehen. Sie spiegeln den differenzierten Einfluß der Kantischen Philosophie wieder. Können wir für die wichtigsten Berufsklassen eigenartige Züge der Kolleghefte nachweisen, so gewinnen wir damit einen Einblick in die verschiedenen praktischen Anwendungsmöglichkeiten des Kritizismus und können seine Kulturmission in vollerm Umfange verstehen. Was nach der gewöhnlichen Auffassung als ein Mangel gilt, der unstimme Pluralismus der Kolleghefttradition, der den Rückschuß auf ein einheitliches, eindeutiges Original schier unmöglich macht, muß jetzt vielmehr für eine glückliche Fügung erachtet werden.

Nun wissen wir freilich, daß fast alle erhaltenen Kantkolleghefte durch Kompilation aus fremden Vorlagen entstanden sind und daß diese Vorlagen nicht selten verschiedenen Semestern angehören, daß sie mehr den Charakter von A b schriften, als N a c h schriften haben. Genau genommen hat sich der Inhaber eines solchen kompilierten Kantkollegheftes einer Fälschung schuldig gemacht, wenn er auf dem Titelblatt ein bestimmtes Semester bezeichnet, womöglich mit genauer Angabe des ersten Vorlesungstages, und am Schluß der Abschrift das Datum des letzten Vorlesungstages hinzufügt. Sein eigener Name, den man ohne weiteres mit dem Nachschreiber identifizieren möchte, kommt manchmal sogar nicht einmal dem kompilierenden Abschreiber des Heftes rechtmäßig zu, sondern zeigt nur den Besitzer an, der sich die Abschrift anfertigen ließ oder kaufte. Sind die Hefte vollends zu Ausarbeitungen angewachsen, so wird es noch schwerer, das Mein und Dein in allen Punkten abzugrenzen. Trotzdem sind alle Unregelmäßigkeiten, die

sich hierbei abgespielt haben, zweifellos zu einem guten wertvollen Zweck erfolgt. Man wollte eben von den Geistesschätzen der Kantischen Lehrtätigkeit möglichst viel einheimsen. Daher suchte der einzelne seine eigenen dürftigen Aufzeichnungen durch Anleihen bei fremden Heften sowie durch Ausarbeitungen zu erweitern und zu ergänzen. Daß im Eifer sogar die Niederschriften verschiedener Semester verschmolzen wurden, war um so natürlicher, als Kant vielleicht selbst manche Kapitel mit wechselnder Ausführlichkeit behandelt hat. Ebenso nahe lag es, bei den Ausarbeitungen hier und da Zutaten aus den Druckschriften des Philosophen zu machen, wo der Vortrag sich diesen Druckschriften in der Gedankenführung annäherte.

Gesetzt, man hätte aus intellektueller Gewissenhaftigkeit jede fälschende Umgestaltung in der Herstellung von Kantkollegheften vermieden. Dann wären die isolierten Niederschriften wohl so mager geraten, daß sie kaum zu einer Aufbewahrung gereizt hätten, und wir würden jetzt fast gar keine Urkunden von den Vorlesungen des großen Denkers besitzen. Ja, unter solchen Umständen möchte schon zu Kants Zeiten in der akademischen Jugend kein intensives Studium seiner Philosophie aufgekommen sein. Es wäre mithin eine eigentliche Kantkultur, deren Trägerin allein die akademische Jugend sein kann, zur Unmöglichkeit geworden.

Wir sehen hier wieder einmal, wie weittragend V a i - h i n g e r s „Philosophie des Als Ob“ mit ihrer Fiktionenlehre ist. Denn die zwiespältige Situation der Kantkollegheftfrage entspricht genau dem Paradoxon einer bewußtfalschen, aber nützlichen Annahme. Einerseits begeht man einen Fehler, wenn man ein mit unlauteren Hilfsmitteln künstlich hergestelltes Kantkollegheft so behandelt, a l s o b damit eine wirkliche Vorlesung des Meisters gemeint sei, andererseits aber schafft man durch solche fehlerhafte Behandlungsweise dem Kantstudium ein unentbehrliches, fruchtbares Organ.

Nach dieser fiktionalistischen Aufklärung dürfen wir auch unsere letzten Bedenken gegen eine positive Verwertung der Kantkolleghefttradition zurückstellen. Es gilt nunmehr einen Anfang zu machen mit der Heraushebung bedeutsamer Typen in dieser Tradition, und zwar nach dem oben erwähnten Leitfaden der beruflichen Differenzierung.

Die neuaufgefundenen Kantkolleghefte des Grafen Heinrich zu Dohna-Wundlacken repräsentieren meines Erachtens einen besonders hochwertigen Typus. Dafür garantiert schon die vielseitige glänzende Veranlagung ihres Inhabers, die in der biographischen Skizze urkundlich nachgewiesen ist. Ferner kommt in Betracht, daß der junge Aristokrat durch die frühe Übung im Briefschreiben sowie im Tagebuchführen eine gewisse Federgewandtheit erworben hat, die ihm einen Vorsprung gegenüber den gewöhnlichen Studenten bei den Aufzeichnungen des Kollegienvortrags verleihen mußte. Er erfreute sich außerdem der Nachhilfe und Überwachung eines Studienleiters, der in Zweifelsfällen Auskunft über Unklarheiten oder Schwierigkeiten der Niederschriften geben konnte, jedenfalls aber für eine geordnete und sorgfältige Anfertigung der Kolleghefte mitverantwortlich war. Nicht zu vergessen ist auch die treffliche Pflege des Englischen und Französischen im Hausunterricht des jungen Grafen. Mit solcher sprachlichen Vorbildung stand er natürlich den vielen im Kolleg erklingenden ausländischen Autorennamen und Büchertiteln nicht so ratlos gegenüber. Bezeichnenderweise sind die Dohnaschen Kolleghefte namentlich in der Schreibung der französischen Namen durchweg fehlerfrei. Ein prägnantes Kennzeichen ihrer intellektuellen Reife jedoch dürfte vor allem die Tatsache sein, daß gelegentlich die Niederschrift durch eine Zwischenbemerkung unterbrochen wird, die uns über wichtige Äußerlichkeiten der Kantischen Lehrtätigkeit Mitteilung macht oder besonders eindrucksvolle Dicta in der objek-

tiven Form des Berichts als *Kantisch* hervorhebt. Ich will nur ein paar Belege anführen. Auf Seite 109 des Logikhefts steht die Randnotiz: „Dienstag, d. 17ten NB. Hier macht Kant Ferien auf mehr als 4 Wochen.“ Und aus der Randnotiz der nächsten Seite („Montag den 20sten August“) ist zu entnehmen, daß die Ferienunterbrechung des Sommersemesters am 17ten Juli begonnen haben muß. Die Aufzeichnung, die das Logikheft beschließt, erzählt, wie Kant noch einiges über das Meditieren aus eigener Erfahrung hinzugefügt habe, „wieviel Mühe es ihm gemacht, da er mit dem Gedanken, die Kritik der reinen Vernunft zu schreiben, umging, zu wissen, was er eigentlich wolle“ usw. Diese hochinteressante Erzählung ist nun aber mit einer Randnotiz versehen. Diese Randnotiz lautet: „NB. Das geschah im Repetitorio Sonnabends, das Kollegium war vorher schon Freitags geschlossen.“ Also hat der junge Graf auch am Repetitorium teilgenommen, das Kant im Anschluß an sein Logikkolleg abhielt. Wir werden zugleich durch seine Aufzeichnung am Schluß des Kolleghefts zum ersten Male mit dem Geist des Kantischen Repetitoriums bekannt gemacht. Der große Philosoph hat nicht bloß das Vorgetragene abgefragt, sondern auch die Gelegenheit dazu benutzt, erläuternde und vertiefende Ergänzungen zu dem einen oder andern Lehrstück zu bringen. Daß er dabei sogar zur *exemplificatio ad hominem* griff und von dem Geheimnis seiner größten Geistesarbeit sprach, beleuchtet sehr schön die seminaristische Intimität des Kantischen Repetitoriums oder vielmehr „*Examinatoriums*“, wie es im Lektionskatalog offiziell genannt wurde. Die Aufzeichnung aus der dritten Stunde im Anthropologieheft (Seite 9) trägt über dem ersten Absatz die Überschrift „*Repetition des vorigen*“. Daraus geht hervor, daß Kant mit einem Rückblick auf das zuletzt Vorgetragene begann, vielleicht um manches prägnanter zu fassen und das Verständnis des Ganzen zu erleichtern. Die Niederschrift aus der 61. Stunde desselben Heftes

enthält am Ende die Randnotiz: „NB. Nach Kant verdienen Xanthippe und Hiobs Weib nicht den Tadel, den man ihnen gewöhnlich beigelegt; sie sollen nur häusliches Interesse gesucht haben.“ Es scheint so, als ob der Hörer durch diese referierende Einkleidung seine Überraschung darüber, vielleicht auch seine eigene Mißbilligung ausdrücken wollte. Das gleiche gilt wohl in noch höherem Maße von der Mitteilung über des Philosophen Ansicht vom Uniformtragen. „Kant sagt: Die Uniformen sind schlecht ausgedacht. Sie bezeichnen die Sklaverei. Es muß jedem freigestellt werden, sich nach seiner Phantasie zu kleiden. Denn das Aussehen des ganzen Menschen hängt gar zu sehr von der Farbe des Kleides ab, wenn dieses auf eine unangenehme Weise gegen sein Gesicht absticht, so gefällt er nicht und er sieht gleich frischer aus, wenn er ein ander Kleid an hat.“ So lesen wir im Anthropologieheft auf Seite 69. Jedenfalls ist sich der junge Graf der Bedeutung seines großen Lehrers und des dokumentarischen Wertes seiner Kantkolleghefte voll bewußt gewesen.

### 3. Beschreibung der Kantkolleghefte und Grundsätze der Textherstellung

Das Anthropologieheft des Grafen Heinrich zu Dohna-Wundlacken hat Quartformat  $17,5 \times 20$  cm. Die Rückseite des Vorsatzblattes ist mit einer „Inhaltsanzeige“ versehen. Das Titelblatt „Anthropologia docente Profess. Kant“ — Anthropologia nach Inschriftmanier in lauter Großbuchstaben — trägt in der Ecke rechts unten den Namenszug des Grafen Heinrich L. A. zu Dohna mit dem Zusatz „angefangen, d. 11ten September 1791“. Die Jahreszahl scheint aus 1792 durch Korrektur entstanden zu sein. Die einzelnen Textseiten sind nicht gleichmäßig beschrieben. Es wechselt die Breite des Randes, ebenso die Zahl der Zeilen. Die Abteilung der Niederschriften nach Stunden wird bald am Rande, bald

über der Anfangszeile markiert. Die Stunden sind fortlaufend numeriert und ziemlich regelmäßig datiert. Nur an einzelnen Stellen kann man die genaue Datierung nicht erkennen, weil die Tinte zu stark verblaßt ist. Die freien Ränder enthalten z. T. Randnotizen, die mit derselben Tinte wie der Haupttext geschrieben sind. Die größte Merkwürdigkeit an diesem Heft ist, daß an einer Stelle der durchschnittliche Umfang der einzelnen Vorlesungen abnorm überschritten wird. Hier dürfte eine Einschaltung durch Kompilation aus fremden Vorlagen stattgefunden haben oder wir müßten annehmen, Kant habe selbst eine fortlaufende Zusammenfassung eingeschaltet, eventuell sogar diktiert. Das Anthropologieheft umfaßt 365 Seiten und ist in einen Pappband mit aufgedrucktem Rückentitel „Kants Anthropologie“ gebunden. Das nachträgliche Einbinden hat leider manche Randnotizen verstümmelt und damit ihre Entzifferung erschwert. Da das Heft mit anderen Handschriften auf einem Kornspeicher gelegen hat, sind manche Stellen auch durch Stock- und Schmutzflecken unleserlich gemacht. Eine Stelle ist sogar vollständig durchlocht. Im ganzen aber läßt sich der Kollegheftband ganz gut lesen. Die zur Abschnittbezeichnung benutzten hebräischen Buchstaben rühren vielleicht von der Mitwirkung des theologischen Studienleiters her.

Das **L o g i k h e f t** hat das gleiche Quartformat und dieselben Dimensionen. Die freien Ränder sind anfangs etwa 5 cm breit, werden dann aber schmaler, meist 3 cm breit. Das Vorsatzblatt, das vielleicht ein Inhaltsverzeichnis enthielt, fehlt. Das Titelblatt ist in geringerer Zierschrift gehalten „Logik nach den Vorlesungen des Herrn Prof. Kant im Sommerhalbenjahre 1792“, ohne Namenseintragung des Kollegschreibers. Nur der Anfangstag des Kollegs „d. 23ten April 1792“ wird unter dem Titel vermerkt. Die Stundendatierungen sind ungenauer und unregelmäßiger als bei dem Anthropologieheft. Vielfach fehlen sie überhaupt. In den Randnotizen

ist eine hellere und eine dunklere Tinte bemerkbar. Einzelne verblaßte Stellen des Haupttextes scheinen nachträglich mit dunkler Tinte nachgezogen zu sein. Der Niederschrift ist zuletzt ein Anhang beigelegt, der zu vier genau bezeichneten Stellen Ergänzungen bringt (ad p. 9, 16, 57, 100). Er füllt  $1\frac{3}{4}$  Seiten ziemlich dicht aus. Der Umfang des ganzen Logikhefts beträgt 137 Seiten. Der Einband hat dieselbe Würde wie der des Anthropologieheftes. Leider sind infolge zu starken Beschneidens auch hier manche Randnotizen arg verstümmelt worden.

Das *Metaphysikheft* sieht äußerlich fast ebenso aus wie die beiden vorherbeschriebenen Hefte. Der Buntpapierüberzug des Pappbandes hat nur geringere Abschürfungen, woraus man vielleicht auf eine minder intensive Benutzung schließen könnte. Doch mag die bessere Erhaltung des Einbandes auch einer günstigeren Aufbewahrungsstelle zu danken sein. Randbreite und Zeilenzahl weisen wieder mannigfache Schwankungen auf. Im allgemeinen sind die Seiten der ersten Hälfte weniger dicht beschrieben als die der zweiten Hälfte. Inhaltsverzeichnis fehlt. Das Titelblatt „Die *Metaphysik* nach den Vorlesungen des H. Professor Kant im Winterh.-Jahre 1792/93 von 7—8“ zeigt rechts unten den Namenszug des Schreibers mit Angabe des ersten Vorlesungstages sowie des zugrunde gelegten Kompendiums „von H. L. A. Dohna angefangen Montag d. 15. Oktober 1792 (Comp. v. Baumgarten)“. In dem Heft fand ich noch eine lose Beilage von etwas größerem Quartformat,  $2\frac{1}{4}$  Seiten lang beschrieben, mit der Überschrift „Ontologie kritisch bearbeitet“. Handschrift und Tinte stimmen mit dem Haupttext überein. Es scheint der Überrest einer schriftlichen Übung zu sein, die sich inhaltlich mit Seite 104 ff. des Kollegheftes berührt und den eindringlichen Ernst dieses tüchtigen Studenten deutlich erkennen läßt. Das *Metaphysikheft* ist 185 Seiten stark. Der obligate Einband hat diesmal einen vorsichtigeren Buchbinder gehabt. Die meist kurzen Rand-

notizen, deren Tinte nicht vom Haupttext abweicht, weisen nur selten einen geringen Substanzverlust auf.

Bei der Herstellung der Texte für den Druck habe ich grundsätzlich alle Abkürzungen des Originals aufgelöst. Das war nicht ganz leicht wegen der Mehrdeutigkeit vieler Abkürzungen. Übrigens hat der Schreiber gelegentlich für „nicht“ ein künstliches stenographisches Symbol gebraucht in Gestalt eines Punktes, der von einem offenen kleinen Kreisbogen umgeben ist. Ich dachte zuerst damit ein spezifisch Dohnasches Symbol entdeckt zu haben, überzeugte mich aber bald davon, daß dasselbe Symbol z. B. in dem Anthropologieheft der Königsberger Stadtbibliothek, das aus dem gleichen Semester wie das entsprechende Dohnasche Heft stammt, vorkommt. Es dürfte sich um stenographisches Gemeingut jener Zeit handeln.

Durchweg ist neue Rechtschreibung angewendet. Trotzdem habe ich die alten Sprachformen konservativ behandelt, sodaß ein gewisser antiquarischer Reiz bleibt. Unrichtige Schreibungen, namentlich einzelner griechischer und lateinischer Wörter, sind stillschweigend berichtigt. Vielfach liegen Hörfehler vor, die zugleich einen Rückschluß auf die Aussprache des Vortragenden erlauben. Das gilt besonders von englischen Namen. Davon viel Aufhebens zu machen, erscheint mir um so unstatthafter, als ja doch der Kollegheftschreiber, wie wir wissen, kaum 15 Jahre alt war. Zum Überfluß tauchen sogar im handschriftlichen Nachlaß des großen Meisters selbst, wie der wortgetreue Abdruck öffentlich zeigt, mitunter sehr bedenkliche Schreibungen auf, die einen grammatischen Schulfuchs wild machen können. Das gilt besonders von griechischen Ausdrücken. Die Vernachlässigung des Griechischen auf dem Fridericianum ist die natürliche Ursache dieses Bildungsdefekts gewesen und kein Verständiger wird darüber ein Wort verlieren. Um so mehr aber dürfte der jugendliche Student auf nachsichtige Beurteilung in ähnlicher Lage Anspruch haben.

Unleserliche Stellen sind durch Konjekturen geheilt und regelmäßig durch † bezeichnet, solche Stellen, bei denen mir keine annehmbare Konjektur einfiel, durch . . . †. Alle Zusätze zwischen den Zeilen und am Rande sowie die Anhangsnotizen habe ich dem Haupttext einverleibt; doch sind die verschiedenartigen Zusätze durch besondere Zeichen kenntlich gemacht: die über die Zeilen geschriebenen durch < >, die Randnotizen durch [ ], die Anhangsnotizen durch [[ ]]. Wo ich eigene Einschaltungen machen mußte, um kleine Lücken der Handschriften zu schließen, habe ich || gebraucht. Hierdurch hoffte ich den Lesern in weitgehendem Umfange die Struktur der Originalhefte veranschaulichen zu können.

Bei meiner Auffassung der Kantkolleghefte, die im vorhergehenden Aufsätze entwickelt ist, glaubte ich von einer philologischen Analyse durch Vergleichung mit etwaigen Quellenheften absehen zu dürfen, zumal solche Analyse, wie E r i c h A d i c k e s sehr richtig bemerkt, sich nicht nebenbei abmachen läßt, sondern eine eigene Untersuchung erfordert.

Für die Echtheit der Dohnaschen Nachschriften scheinen mir vor allem die stärkeren Helligkeitsunterschiede zu sprechen, die vielfach an den Übergangsstellen von einer Vorlesung zur anderen sichtbar sind und auf entsprechend längere Schreibpausen hindeuten. Ein bloßer Abschreiber würde doch kaum seine Arbeit nach den geringen Quanten einzelner Vorlesungen eingeteilt haben. Auch paßt die schon früher erwähnte Sicherheit in der französischen Orthographie sowie die gelegentliche Erhebung zu tagebuchartiger Reflexion durchaus zu dem Bilde, das wir uns von einem aristokratischen Hörer und Aufzeichner der Kantischen Vorlesungen machen müssen. Endlich spricht auch die Ungleichmäßigkeit in den Stundendatierungen eher für eine natürliche Nachschrift. Der typische Abschreiber neigt stets zur schablonenhaften Manier.

Ich will jedoch hiermit der philologischen Quellenanalyse in keiner Weise vorgreifen. Namentlich wegen des Anthropologieheftes hege ich gewisse Befürchtungen, da ein Abschnitt, wie schon oben erwähnt worden ist, eine abnorme Anschwellung zeigt, die auf kompilatorische Infektion hindeutet. Aber selbst wenn alle Dohnaschen Kantkolleghefte sich bei strenger philologischer Kritik als Kompilationen entpuppen sollten, so läßt sich doch meines Erachtens mit ziemlicher Bestimmtheit nachweisen, daß sie den Semestern, die das Titelblatt angibt, mindestens sehr nahe stehen. Über die Anhaltspunkte für diesen Nachweis werde ich in der Sondereinleitung zu jedem einzelnen Kollegheft Genaueres sagen.

Um die Brauchbarkeit der Textausgabe zu erhöhen, habe ich nicht nur die fehlenden Inhaltsverzeichnisse zur Logik und Metaphysik ersetzt, sondern auch jedem Heft ein Register beigefügt.

